

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 39

Rubrik: Giovannettis Kaminfeuer-Geschichten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gruss aus dem Jenseits

Es gibt nicht nur eine Poesie des Lebens. Es gibt auch eine Poesie des Todes. Beide werden in unserem Jahrhundert nur ungenügend gepflegt.

Fischer haben vor einiger Zeit in der Nähe von Tsushima, wo im Jahre 1904 die russische Kriegsflotte von den Japanern versenkt wurde, einen Haifisch gefangen, in dessen Bauch man eine Flaschenpost fand. Es war die letzte Nachricht eines Fliegeroffiziers, der abgestürzt war. Er trieb vier Tage auf einer Tragfläche, bevor das Wasser ihn verschlang. Vier Tage lang hatte er Zeit, über die letzte Nachricht nachzudenken, die er der Welt übermitteln wollte. Mag seine Lage beklagenswert gewesen sein, es war eine grosse und einzigartige Möglichkeit.

Mit Kummer müssen wir feststellen, dass dieser Mann sich der Lage nur in unzureichender Weise gewachsen gezeigt hat. Er hinterliess eine Nachricht an seinen Bruder in Kyoto, dass er ein gewisses Fräulein Fukui nicht heiraten solle, weil er mit ihr nicht glücklich werden würde. Selbst wenn man annehmen will, dass die Jahre seine Befürchtungen schon bestätigt haben, hat er doch eine unvollkommene Vorausschau gezeigt. Er hat nämlich nicht bedacht, dass die Flaschenpost vielleicht erst nach einigen Jahren an ihr Ziel gelangen könnte. Nichts Schlimmeres kann einem Menschen passieren, als ein Unglück richtig vorausgesagt zu haben. Nur Propheten und Hexen wagen das. Aus einem schlichten und naiven Gefühl heraus hat die Menschheit von jeher Propheten mit Vorliebe gesteinigt und Hexen mit Vorliebe verbrannt.

Hat aber der gute Mann mit seiner Warnung unrecht behalten, begehrt er noch Jahre nach seinem Tode eine Taktlosigkeit, derentwegen er sich nicht einmal entschuldigen kann.

Wie viele Leute würden ähnliche Verkehrtheiten begehen, wenn sie in die Lage dieses Fliegerleutnants kämen. Die Leute beschäftigen sich zu wenig mit der Poesie des Todes. Sagen Sie aufrichtig, lieber Leser, wüsten Sie, was Sie in eine Flaschenpost schrieben, die Sie, auf einer Scholle im Meere treibend, angesichts des sicheren Todes aufzugeben noch Gelegenheit hätten? Huschen Sie nicht leichthin über diese Frage hinweg. Legen Sie sich auf das Kanapee, lassen Sie die Welt um sich versinken und das Meer um sich aufsteigen, und überlegen Sie sich Ihre Flaschenpost. Fühlen Sie sich etwa nicht imstande, sich selbst zu beweisen, dass Sie Ihrer unsterblichen Seele würdig sind? Oh, es steht bedroh-

lich um Sie! Der Tod wird Sie überraschen und Sie werden ihm weder durch ein Bonmot, ein Lächeln, noch durch eine erhabene Bemerkung seine Hochachtung abnötigen. Der mangelnde Sinn für die Poesie des Todes verhindert die Leute auch, rechtzeitig über ihre Grabinschriften nachzudenken. Ein paar hundert Jahre werden Sie unter einem Stein schlummern, an dem täglich Andächtige vorübergehen, die bereit sind, noch immer auf Ihr Wort zu hören. Was haben Sie ihnen zu sagen?

Der Graf Fedor Michailowitsch Rostoptschin, der Gouverneur von Moskau, der die Fackel schwang, die über Napoleons Untergang leuchtete, liess auf seinen Grabstein im Park seines Schlosses die Worte setzen:

«Hier hofft zu ruhen ein verstorbener alter Mann, dessen Körper und Geist völlig erschöpft waren. Meine Damen und Herren, bitte spazieren Sie weiter!»

Nach hundert Jahren noch spricht aus dem Stein die Stimme eines Kavaliere des Ancien régime, der zu höflich war, seinen eigenen Tod wichtig zu nehmen.

Wo findet man heute noch die Poesie auch nur der anderen, die nicht lediglich einen Körper in die Erde legten, sondern auch eine Seele in den Himmel geleiteten.

Auf dem Friedhof eines Dorfes in der Oberlausitz findet sich auf dem Grabe eines sechsjährigen Knaben die fromme Inschrift:

«Hier ruht das kleine Oechselein, des grossen Ochsen Söhnelein. Der liebe Gott hat's nicht gewollt, dass es ein Ochs werden sollt.»

Wilhelm Busch fordert seine Leser auf, wenn sie an seiner letzten Stätte stehen, die Grabchrift selbst zu schreiben:

«Stehst du einst an meinem Grabe und bist meiner Asche nah, schreibe schweigend in den Sand: Diesen hab' ich auch gekannt!»

Eine der allerreizendsten, weil lebenswürdigsten Inschriften aber findet sich auf dem Grabstein einer Cora auf dem Père Lachaise:

«Ci git dans une paix profonde Cette dame de volupté Qui, pour plus grande sûreté Fit son paradis de ce monde.»

Denken wir nach über Flaschenposten, die würdig sind, von der Welt gehört zu werden. Ersinnen wir Testamente, die fähig sind, ganze Familien aus den Angeln zu heben. Erfinden wir Grabinschriften, die souverän genug sind, nach Jahrhunderten noch bewundert oder belacht zu werden.

Giovannettis Kaminfeuer-Geschichten



Freches, durchdringendes Tschilpen mit herausgedrückter Brust. Aufplustern. Versuch, dominant zu wirken. Plötzliches, unklares Gefühl drohender Gefahr. Feiges zusammenducken, mager geworden, mit eingezogenem Kopf und ängstlich sicherndem Blick. Panik mit Reflexwirkung auf den Darm. Gefahr scheint sich entfernt zu haben. Entrüstetes, lautes Tschilpen: Herumhüpfen mit arroganter Miene. Freches, anhaltendes Tschilpen. Wegflattern mit grossem Aufwand, geringer Flugleistung und dem sorgenvollen Gefühl, Beute zu verpassen.